

„Wenn er mich nicht mehr erkennt, was bringt das?“

Empirische Einblicke in die Potenziale und Grenzen von Freundschaften zwischen Menschen mit und ohne Demenz

NINA WOLF

Abstract Freundschaft wird im sozialwissenschaftlichen Diskurs meist als freiwilliges, reziprokes Tauschverhältnis zwischen zwei Personen, die sich auf Augenhöhe begegnen, definiert. Unter einem solchen Blickwinkel erscheinen Freundschaften im Kontext von Demenz zunächst unvereinbar. Der Artikel wirft ein kritisches Licht auf normative Freundschaftsdefinitionen und zeigt anhand empirischer Beispiele Möglichkeiten und Grenzen von Freundschaften unter sich verändernden Bedingungen auf. Anhand der Narrative von drei Männern, die jeweils eine freundschaftliche Beziehung zu einem Menschen mit Demenz praktizieren, kann gezeigt werden, dass Freundschaften Asymmetrien und Ungleichgewichten durchaus standhalten. Freunde haben eine zentrale Integrationsfunktion für demenzbetroffene Personen, indem sie sicherstellen, dass diese weiterhin an gesellschaftlichen Teilbereichen mitwirken können. Zudem übernehmen sie in der interaktiven Herstellung und symbolischen Aufrechterhaltung der Beziehung eine aktive Rolle. Der Artikel zeigt auf, dass sich freundschaftliche Beziehungspraktiken im Kontext von Demenz nicht nur verändern, sondern dass aufgrund des besonderen Kontextes auch neue Freundschaften entstehen können. Jedoch sind die Beziehungen auf Dauer fragil und drohen, auseinanderzubrechen. Schreitet die demenzielle Erkrankung voran, fühlen sich Freunde in der Verantwortungsübernahme um das körperliche Wohl des anderen oder in der Kommunikation zuweilen unsicher und überfordert. Im Hinblick auf die sozialpolitische Rahmung von Freundschaften und Freunden als Unterstützungsressource für Menschen mit Demenz im Alltag, plädiert der Artikel für eine differenzierte Betrachtung der Beziehungsform.

Schlagwörter Demenz, Alzheimer, Freundschaft, soziale Beziehungen, Alter

Demenz als soziales Phänomen erforschen

Demenz¹ ist gemäß dem ICD-10 „ein Syndrom als Folge einer chronischen oder fortschreitenden Krankheit des Gehirns mit Störungen vieler höherer kortikaler Funktionen, einschliesslich Gedächtnis, Denken, Orientierung, Auffassung, Lernfähigkeit, Sprache und Urteilsvermögen“ (www.icd-code.de). Neben dieser medizinischen Definition hat Demenz aber auch eine soziale Realität. Der Gerontopsychiater TOM KITWOOD (2013) gilt als einer der bekanntesten Vertreter der These, dass Menschen mit Demenz nicht nur durch organische Erkrankungsprozesse, sondern auch durch ihre soziokulturelle Umwelt beeinträchtigt werden. Die Gesundheitsforscherin OLIVIA WADHAM (2016: 453) bringt den Kitwood'schen Gedanken pointiert zum Ausdruck, indem sie schreibt: „Changes are not experienced in isolati-

on: they reverberate through close relationships.“ Eine demenzielle Erkrankung, so die Annahme, wird erst in zwischenmenschlichen Interaktionen spür- und erfahrbar. Damit verbunden ist die Vorstellung, dass sich nicht nur die an Demenz erkrankten Menschen, sondern auch ihre *Beziehungen* verändern. In der sozialwissenschaftlichen Demenzforschung wurde bereits viel darüber geschrieben, wie sich eine demenzielle Erkrankung auf eine Partnerschaft oder auf eine Familie auswirkt. So illustrieren VICTORIA MOLYNEAUX *et al.* (2011) beispielsweise, wie sich Interaktionen und Handlungsmuster zwischen Ehepartnern wandeln, wenn eines der Beziehungsmitglieder zunehmend auf Hilfestellungen im Alltag angewiesen ist. ANDREA RADVANSZKY (2010) zeigt auf, wie die Erkrankung eines Familienmitgliedes das gesamte Beziehungsgefüge zwischen Eltern, Kindern und Enkelkindern ins

Wanken bringt. Über die Art und Weise, wie sich Demenz in *Freundschaften* manifestiert, besteht jedoch noch Forschungsbedarf. „Most empirical research on the social relationships of persons who have dementia focusses on families and paid caregivers“, konstatiert die in Toronto forschende Ethnologin JANELLE S. TAYLOR (2017: 128). Es sei deshalb höchste Zeit, „to consider the challenges dementia poses on friendships and community connections that have often been nurtured over the course of many decades“. Der vorliegende Artikel folgt der Forderung TAYLORS und leistet einen kulturwissenschaftlichen Beitrag zur Verkleinerung der Forschungslücke. So frage ich im Folgenden: Wie manifestiert sich eine Demenz in Freundschaften? Wie werden demenzielle Veränderungsprozesse von Freunden wahrgenommen und erlebt? Als Datengrundlage fungieren empirische Beispiele aus meinem Dissertationsprojekt über häusliche Unterstützungsnetzwerke für Menschen mit Demenz im Kanton Zürich.² Anhand von narrativen Interviews mit Betroffenen, Familienangehörigen, Freund*innen, Nachbar*innen und professionellen Beratungs-, Pflege- oder Betreuungsfachpersonen gibt das Projekt Einblicke in vielseitige Lebenswirklichkeiten und Möglichkeiten der Alltagsgestaltung mit Demenz. Während eines Feldaufenthalts von zwei Jahren habe ich insgesamt fünf Unterstützungsnetzwerke ethnografisch erkundet. Einen ersten Zugang zu den Netzwerken erhielt ich jeweils durch die Kontaktaufnahme mit „Hauptbezugspersonen“ (FREWER-GRAUMANN 2014: 1), die ich an Informationsveranstaltungen über Organisationen der Demenz-Hilfe oder Internetforen kennenlernte. Alle weiteren Interviews innerhalb der fünf Unterstützungsnetzwerke wurden entweder durch die Hauptbezugspersonen oder – wie ich später noch illustrieren werde – durch persönliche Begegnungen in die Wege geleitet. Im vorliegenden Artikel stelle ich drei Gespräche aus meinem Quellenkorpus vor. Es sind Interviews mit Personen, die eine freundschaftliche Beziehung zu einem Menschen mit Demenz pflegen. Da es sich dabei ausschließlich um Freundschaften zwischen Männern handelt, spreche ich im Folgenden von Freunden in der maskulinen Form.³

Empirisch-kulturwissenschaftlicher Zugang zu Freundschaften

Ehe die Beispiele vorgestellt werden, drängt sich die Frage nach dem empirischen Zugang zu Freundschaften auf. Während es auf einen ersten Blick nämlich so erscheint, als handle es sich bei Freundschaft um ein eindeutiges Phänomen der sozialen Wirklichkeit, zeigt sich auf einen zweiten Blick, dass Freunde, im Gegensatz zu Ehepartner*innen oder Familienmitgliedern, durch keine äußeren Kriterien bestimmt werden können. Ist in Forschungsarbeiten von Freundschaft die Rede, ist damit oft eine Restkategorie für freundliche Beziehungen jenseits familialer und partnerschaftlicher Bindungen gemeint (vgl. LEUSCHNER & SCHOBIN 2016: 56). Wann ist es also gerechtfertigt, eine Beziehung zwischen zwei Menschen unter dem Fokus Freundschaft zu betrachten? Als pragmatische Lösung bietet sich ein Ansatz des Soziologen GRAHAM ALLAN (1979: 73) an, der Freundschaft als relationales Label bzw. als Beziehungsbewertung bezeichnet. Dies meint, dass Freundschaft „aus der subjektiven Sicht der Beteiligten selbst definiert“ wird (ALLAN zit. nach LEUSCHNER & SCHOBIN 2016: 56). Die Männer, die im Folgenden zu Wort kommen, bezeichnen ihre Beziehung zu einem Menschen mit Demenz also selbst als Freundschaft oder erhalten durch diese das Prädikat Freund.

Wie VINCENZ LEUSCHNER und JANOSCH SCHOBIN (2016: 56) weiter erklären, gebe es zwei Möglichkeiten, Freundschaften empirisch zu beleuchten: Eine erste, emische Herangehensweise versuche, die Binnenperspektive nachzuvollziehen. „Mit dieser Positionierung“, so die Soziologen, erhoffen sich Forscher*innen „Erkenntnisse, die durch das Folgen bestimmter Definitionen nicht möglich ist“. Sie müssen jedoch „bereit sein, Vorannahmen und bestehende Thesen zu einem Thema“ – wie beispielsweise über die strukturelle Beschaffenheit von Freundschaft – „zugunsten lokaler Konzepte zu revidieren oder zu erweitern“. Eine zweite, etische Perspektive hingegen blicke von außen auf den Forschungsgegenstand. Hier spielen Vorannahmen eine wichtigere Rolle und werden auf das empirische Material angewendet.

Als Kulturwissenschaftlerin, die an „konkreten Erfahrungen, Intentionen und Reaktionen einzelner Menschen“ sowie ihren „Befindlichkeiten

und Möglichkeiten der Lebensgestaltung in vielfältigen Situationen und Umgebungen des Alltags“ (ZIMMERMANN 2018: 9) interessiert ist, verfolge ich einen am emischen Prinzip orientierten Ansatz. Denn, wie mein Fachkollege HEINRICH GREBE (2019: 46) in seiner Dissertation über „Demenz in Medien, Zivilgesellschaft und Familie“ festhält, handelt es sich bei der empirischen Kulturwissenschaft um eine „besonders *Agency*-nahe Wissenschaft“. Im Fokus stehe „das Verhältnis von sozialer Bestimmtheit und individueller bzw. kollektiver Selbstbestimmungsfähigkeit“. Kulturwissenschaftliche Studien beleuchten also nicht nur „vorstrukturiert-reproduktive“ Handlungsweisen, sondern auch „unbestimmt-schöpferische Aktivitäten“. In diesem Sinne ist es das Ziel des vorliegenden Artikels, Vorannahmen und Thesen über die Struktur von Freundschaften zugunsten von konkreten Erfahrungen zu revidieren oder zu erweitern.

Um dies zu tun, zeige ich zunächst skizzenhaft auf, welche Thesen über Freundschaft im sozialwissenschaftlichen Forschungsdiskurs prominent diskutiert werden.⁴ Durch die Fokussierung auf die Binnenperspektive möchte ich zeigen, wie das Phänomen Demenz nicht nur das Praktizieren von Beziehungen im Alltag, sondern auch normative Vorstellungen über Freundschaft in Frage stellen kann.

Gleichheit, Reziprozität und Freiwilligkeit: Freundschaft aus soziologischer Sicht

Wird im sozialwissenschaftlichen Diskurs versucht, der Restkategorie Freundschaft Profilschärfe zu verleihen, geschieht dies in der Regel unter drei Gesichtspunkten, die ich im Folgenden kurz skizziere. So wird erstens nach den Umständen gefragt, die sich in positiver Weise auf das Praktizieren der Beziehung auswirken. Im sozialpsychologischen Diskurs hat das von PAUL LAZARFELD und ROBERT MERTON (1954) entwickelte Konzept der Wert- und Statushomophilie eine besondere Bekanntheit erlangt. Die Autoren vertreten die These, dass Faktoren wie ähnliche Ansichten, eine ähnliche Herkunft, ein ähnlicher Bildungsstand oder ein ähnlicher sozialer Status die Entstehung einer Freundschaft zwischen zwei Personen begünstigen.⁵ Einen vergleichbaren Ansatz vertritt der Soziologe SCOTT FELD (1981). Er

argumentiert, dass sich Freundschaften stets um spezifische thematische „Foci“, verstanden als Interessen, Vorlieben oder Werte, zentrieren. Foci bilden aus der theoretischen Sicht FIELDS also die Substanz einer Bindung, um die herum Freunde ihre Aktivitäten organisieren. FIELDS These besagt, dass Freundschaften umso stärker seien, je mehr Foci der Beziehung zugrunde liegen und je besser die Foci der Beziehungspartner zueinander passen. Seine Überlegungen weisen gemeinsam mit der Theorie von LAZARFELD und MERTON auf ein Strukturmerkmal hin, welches im soziologischen Diskurs als konstitutives Element von Freundschaften diskutiert wird, nämlich das der Gleichheit.

Zweitens wird Freundschaft von unterschiedlichen Autor*innen unter einem funktionalen Gesichtspunkt betrachtet. Hier wird danach gefragt, warum Menschen freundschaftliche Beziehungen eingehen und welchen Nutzen sie daraus ziehen. Der auf Männerfreundschaften spezialisierte Soziologe STEVE STEIHLER (2019: 161f.) argumentiert mit Blick auf gesellschaftliche Modernisierungs- und Individualisierungsprozesse, dass Freundschaften andere Strukturen wie Partnerschaften und Nachbarschaften überdauern können und folglich eine Art „Kompensationsfunktion“ für den einzelnen übernehmen. Freunde, so das Argument, würden „mit ihren weitreichend vernetzenden, integrierenden, stabilisierenden und ausgleichenden Wirkungen (...) zur individuellen Einbindung von Menschen“ in verschiedene Gesellschaftsbereiche beitragen. Ergänzend zur Einbindungs- und Integrationsfunktion erkennt HEINZ BUDE (2017) in Freundschaften das Potenzial, als „Anker für die Biografie des Einzelnen“ und als „Archiv für lebenslanges Lernen“ zu fungieren. STEIHLER (2019: 162) führt den Gedanken weiter aus und erklärt: „Der Freund/die Freundin ist im Prinzip ein Fixpunkt, mit dem sich eine gemeinsame Geschichte verbindet, in deren Verlauf sie zu zweit viele Situationen durchlebt haben. Als Erinnerungsträger sedimentierter Selbstanteile verkörpern sie wichtige Episoden und Anteile vergangenen inneren Erlebens.“

Freunde dienen aber nicht nur dazu, Erlebtes zu *erinnern*, sondern helfen einander auch dabei, schwierige Situationen *durchzustehen*. So argumentiert zumindest der Soziologe KLAUS SCHROETER (2008: 357f.), der Freundschaft aus der Sicht

von sogenannten personality support-Ansätzen betrachtet. SCHROETER erklärt, dass Freunde ein „Mittel“ zur „Stabilisierung psychischer und physischer Gesundheit des einzelnen“ seien. Sie fungieren gewissermaßen als persönliches Unterstützungssystem, das Einsamkeit reduziere und die „eigen[e] Persönlichkeit“ bestätige. Dies funktioniere in der Praxis aber nur dann, wenn einer der Freunde die Hilfe des anderen nicht zu stark beansprucht. Freundschaft, so die von vielen Autor*innen vertretene These, beruhe nämlich auf einem ständigen Geben und Nehmen (vgl. NÖTZOLDT-LINDEN 1994: 163). Daraus leitet sich das Prinzip der *Reziprozität* als weiteres, für Freundschaften als zentral erachtetes Strukturmerkmal ab. Laut SCHROETER (2008: 358) werde mit dem Reziprozitätsgedanken oft die These verbunden, dass eine Freundschaft auf Dauer nur bestehen könne, wenn „die Kosten-Nutzen-Bilanzierung“ positiv ausfalle bzw. „wenn der einzelne durch die Freundschaftsbeziehung mehr Vorteile erzielt, als wenn er diese Beziehung nicht eingegangen wäre“. ALLAN (2008: 11) betont in Ergänzung zu SCHROETER, dass Menschen von ihren Freunden nicht nur profitieren wollen, sondern vielmehr um die Aufrechterhaltung eines Gleichgewichtes bemüht seien.

Die Soziologin URSULA NÖTZOLDT-LINDEN (1994: 167) macht im Anschluss an ein Verständnis von Freundschaft als Tauschbeziehung darauf aufmerksam, dass Reziprozität inhaltlich nur schwer fassbar sei und Freunde stets individuell aushandeln müssten, was innerhalb der Beziehung als legitimes Tauschmedium gelte und nach welchem Modus gegeben und genommen werde. Wichtig für eine positive Bewertung der Freundschaft sei, so hält die Autorin mit Blick auf unterschiedliche empirische Studien fest, „dass die Betroffenen die Beziehung gegenseitig anerkennen und glauben, in einen gleichwertigen Austausch involviert zu sein“.

Drittens legen diverse Autor*innen den Fokus auf die kulturellen und gesellschaftlichen Kontexte, in denen Freunde ihre Beziehung praktizieren. NÖTZOLDT-LINDEN (1994: 114) erklärt, dass für Freundschaften „zwar keine konkreten Handlungsvorgaben existieren, wohl aber ein verbreitetes kulturelles Wissen darüber, was idealerweise unter Freundschaft bzw. der Rolle des Freundes verstanden werden soll“. In ihrem „Freundschafts-

handeln“ würden sich Individuen meist intuitiv am dominierenden sozialen Konzept von Freundschaft orientieren. Im Hinblick auf kulturelle Normen, die das Handeln von Akteuren in sozialen Beziehungen prägen, ist insbesondere hervorzuheben, dass Freundschaften – im Gegensatz zu Verwandtschaftsbeziehungen – aus soziologischer Sicht als grundsätzlich *freiwillige* und jederzeit kündbare Beziehung gelten. „Freunde können wählen, *was sie wie* machen wollen; innerhalb der Familie ist man verpflichtet“ (NÖTZOLDT-LINDEN 1994: 162). Der Medienwissenschaftler WERNER FAULSTICH (2007: 61) argumentiert ergänzend, dass insbesondere dann, wenn das Tauschverhältnis in der Freundschaft nicht mehr als befriedigend empfunden wird, eine Kündigung der Beziehung gesellschaftlich akzeptiert sei und kaum sanktioniert werde. Freunde lebten stets in dem Bewusstsein, dass „ihre Beziehung zwanglos jederzeit beendet werden kann“.

Demenz und Freundschaft: Ein Widerspruch?

Vor dem Hintergrund der skizzierten Vorstellungen darüber, was zwei Freunde verbindet oder auseinandertreibt, werfe ich den Blick zurück auf das Thema Demenz. Gemäß einer medizinischen Definition des Phänomens als *gehirnorganische Erkrankung*, die betroffene Personen kognitiv einschränkt und Auffälligkeiten im Sozialverhalten hervorruft (vgl. KASTNER & LÖBACH: 2018), erscheinen Demenz und Freundschaft zunächst nur schwer vereinbar – insbesondere unter Berufung auf die Strukturmerkmale *Gleichheit*, *Reziprozität* und *Freiwilligkeit* als konstitutive Elemente der Beziehung.

Auch die aktuelle Forschungslage über Demenz und Freundschaft stimmt da wenig optimistisch.⁶ Die Soziologin PHYLLIS BRAUDY HARRIS (2011: 306) greift implizit den Faktor *Ungleichheit* auf, um zu erläutern, weshalb Freundschaften im Kontext von Demenz wenig Bestand hätten. Für HARRIS stellt insbesondere der progrediente Verlauf der Krankheit, bei dem die kognitiven Fähigkeiten der betroffenen Person kontinuierlich abnehmen, ein Grund für den Abbruch von Freundschaften dar. Aufgrund des demenziell bedingten Veränderungsprozesses, so HARRIS, seien zwei ehemals *gleiche* Freunde auf einmal *ungleich*. Auch ALLAN (1986: 6) argumentiert, dass sich Freundschaft-

ten im Kontext von Demenz wandeln und hebt in Ergänzung zu HARRIS hervor, dass Menschen mit Demenz zunehmend auf Hilfestellungen und Unterstützungsleistungen durch Freunde angewiesen seien. Dies würde sich, so der Soziologe, erschwerend auf die Herstellung eines angemessenen *reziproken* Tauschverhältnisses auswirken. So überrasche es nicht, dass sich viele Personen mit zunehmendem Krankheitsverlauf aus der Freundschaft zu einem Menschen mit Demenz zurückziehen, „adding to the diagnosed persons' feelings of depression, abandonment and ‚otherness“ (HARRIS 2011: 306).

Im Anschluss an die vorgestellten Studienergebnisse zeige ich auf, wie drei Interviewpartner ihre Freundschaftsbeziehungen zu einer demenzbetroffenen Person beschreiben, wie sie das Phänomen Demenz im Beziehungsgeschehen wahrnehmen und welche Bedeutung sie den Merkmalen *Gleichheit*, *Reziprozität* und *Freiwilligkeit* für die Aufrechterhaltung der Freundschaft beimessen.

Stefan und Hans: „Man muss schon aufpassen!“

Stefan Tanner⁷ ist 65 Jahre alt und erhielt 2015 die Diagnose Alzheimer. Kennengelernt habe ich den Interviewpartner und seine Frau Brigitte über eine Ratgeber-Internetplattform für Demenzbetroffene und ihre Angehörigen. Auf meine Anfrage, ob sich Stefan und Brigitte an meinem Forschungsprojekt beteiligen möchten, heißen mich die beiden in ihrem Zuhause willkommen. In einem ersten, informellen Gespräch berichtet Stefan, wie er unmittelbar nach der Diagnose frühpensioniert wurde.⁸ Man habe ihn schlicht „aussortiert“. Heute habe er viel freie Zeit, die er am liebsten seinen Leidenschaften, dem Reisen oder sportlichen Aktivitäten widmet. Wer Stefan begegnet, erlebt einen gut gelaunten, charmanteren und gesprächigen Mann. Erst nach einer längeren Unterhaltung mit ihm fällt auf, dass sich in seinem Erzählen Details wiederholen. Stefan ist ein engagiertes Mitglied im örtlichen Jodelverein. Zu einem der Männer pflege er auch außerhalb der Vereinsstrukturen einen regelmäßigen Kontakt: Mit Hans Müller fahre Stefan regelmäßig in die Berge – oder „auf die Alp“, wie er es nennt –,

um diesem bei den Arbeiten auf einem Hof auszuhalten.

Kurz nach unserem ersten Treffen darf ich Stefan zu einer Gesangsprobe des Jodelvereins begleiten, wo ich den erwähnten Hans Müller kennenlerne. Ich nutze die Gelegenheit, ihn als Interviewpartner zu gewinnen.⁹ Im Gespräch erfahre ich, dass sich Hans und Stefan seit über 15 Jahren kennen. Gemeinsam in die Berge fahren sie allerdings erst, seit Stefan frühpensioniert wurde. Hans erklärt: „Stefan kommt auch viel auf die Alp. Also, wir versorgen das Vieh auf der Alp. Jawohl, er kommt manchmal auch arbeiten, ein bisschen Unkraut mähen oder so. Das machen wir noch nicht so lange. Erst seit drei Jahren.“

Auf meine Frage, was ihn dazu bewegt habe, Stefan in die Tätigkeiten auf der Alp einzubinden, meint Hans: „Da oben, weißt du, du hast immer eine kleine Arbeit [zu vergeben, N.W.], eine leichte Arbeit, Holz hacken oder etwas... jaja. Es gibt immer ein wenig Arbeit, die einfach zu erledigen ist.“

Aus meinen Unterhaltungen mit Stefan Tanner weiß ich, dass ihm der frühzeitige Ausstieg aus dem Berufsleben zu schaffen macht. Dass er keine sinnvolle Aufgabe mehr hat, von der die Gesellschaft profitieren kann, stimme ihn traurig. Aus diesem Grund sei er dankbar um die Gelegenheit, auf der Alp seines Freundes auszuhalten zu können. Er hacke schließlich lieber Holz, als den ganzen Tag Sudoku zu spielen.

Unter funktionalen Gesichtspunkten illustriert die Beziehung zwischen Stefan und Hans, was STIEHLER (2019: 161) als „Integrationsfunktion“ von Freundschaften bezeichnet: Indem Hans seinen Freund in die Bewirtschaftung der Alp integriert, sorgt er dafür, dass dieser in den gesellschaftlichen Teilbereich der landwirtschaftlichen Arbeit eingegliedert wird und – genau wie Stefan es sich wünscht – anderen etwas zurückgeben kann. Es ist Hans allerdings wichtig zu betonen, dass nicht nur Stefan von der Freundschaft profitiert: „Ich meine, wenn er jetzt zum Beispiel zu uns auf die Alp hoch kommt, dann macht er mir ja sogar etwas! Klar, die Zeitersparnis ist für mich nicht so groß, aber das spielt ja keine Rolle.“ Das Beispiel von Hans und Stefan konterkariert die insbesondere im defizitorientierten Demenzdiskurs verankerte Annahme, Menschen mit Demenz könnten sich aufgrund kognitiver Defizite nicht mehr als gleichwertige Partner*innen

in Freundschaften einbringen. So scheint das gemeinsame Arbeiten auf der Alp mit FELD einen Focus darzustellen, in dessen Rahmen Stefan und Hans eine Freundschaft als Tauschverhältnis praktizieren können. Von beiden wird dies als angemessen bewertet.

Im weiteren Gesprächsverlauf erfährt das Potenzial des gemeinsamen Arbeitens als beziehungskonstituierende Substanz allerdings eine Relativierung. So frage ich Hans, ob er während der gemeinsamen Zeit auf der Alp merke, dass Stefan eine Demenz hat. Der Interviewpartner erklärt, Stefan würde ihm mehrmals am Tag die gleichen Fragen stellen – er würde sich bei der dritten Antwort dann einfach nicht mehr so viel Mühe geben. Während ihm die Kommunikation mit seinem Freund keine Schwierigkeiten bereite, stelle die Zuweisung von Arbeitsaufgaben jedoch immer mehr eine Herausforderung dar: „Die Kettensäge gebe ich ihm nicht mehr in die Hände. Das wurde etwas gefährlich. Also ich finde, ich habe jetzt fast ein bisschen Angst mit der Kettensäge bei ihm. Er ist einfach so ein bisschen, so ein bisschen zu locker, weißt du.“

Das Zitat veranschaulicht, dass für Hans die demenzielle Erkrankung von Stefan besonders dann greifbar wird, wenn jener dessen lockeren Umgang mit Arbeitsgeräten beobachtet. Hans erlebt das Verhalten seines Freundes zunehmend als unachtsam und fahrlässig. Gleichzeitig beschreibt er es als seine Aufgabe, die fehlende Selbstverantwortung Stefans durch eine vorausschauende Haltung und ein wachsames Auge zu kompensieren, wie auch das folgende Zitat illustriert: „Das letzte Mal haben wir Felder eingezäunt und dann habe ich gesagt: ‚Du schau mal, ob die Pfähle halten!‘ Wir schauen immer, ob die Pfähle halten und die, die nicht halten, wechseln wir aus. Und ich sage jetzt, unser Hag ging da entlang [...] und dann war da noch ein Hag – aber wirklich, 90 Grad rein – und das war nicht meiner, sondern der vom Nachbarn. Und dann ist er an dem Hag weitergegangen und ich habe ihn lange Zeit nicht mehr gesehen. Man muss dann schon aufpassen, es kann dann schon sein, dass er sich dann plötzlich [verirrt]. Und irgendwann ist es dann halt fast so, dass er fast nicht mehr retour findet. Aber jetzt im Moment schon noch. Auf einmal kam er dann wieder“.

Die Freundschaft zu Hans stellt für Stefan also nicht nur einen sozialen Raum dar, in dem er ei-

ner, wie er es nennt, „sinnvollen Tätigkeit“ nachgehen kann. Vor dem Hintergrund demenzieller Veränderungsprozesse tritt Hans gleichsam als eine Art *Sicherheitssystem* für die „Stabilisierung“ der „physischen Gesundheit“ (SCHROETER 2008: 357f.) seines Freundes auf. Betrachtet man Freundschaft unter einer „Rational-Choice-Logik“ als „Mittel zur Erreichung individueller Ziele“ (ebd. 2008: 358) bedeutet dies für Hans jedoch, eine Negativbilanz in Kauf zu nehmen: Auf Dauer wird er sich mehr um das körperliche Wohl seines Freundes sorgen müssen, als dieser (Unterstützungs-)Leistungen zurückgeben kann. Die Freundschaft, so die soziologische These, wird aufgrund des Ungleichheitsverhältnisses im Geben und Nehmen zunehmend fragiler.

Das Narrativ von Hans deutet allerdings darauf hin, dass eine Freundschaft weit mehr beinhalten kann als das prozesshafte Ausbalancieren von subjektiven Kosten und Nutzen. So gibt Hans im weiteren Gespräch zu verstehen, dass die einseitige Verantwortungsübernahme um das Wohl seines Freundes keinen Grund darstelle, die Beziehung zu Stefan zu kündigen. „Man sollte ein bisschen schauen“, räumt Hans ein, fügt jedoch an, dass er die Ressourcen dazu habe, auf seinen Freund Acht zu geben: „Ich meine, ich habe ja dann Zeit dort oben, ich bin ja nicht im Gehetze dort oben.“ Auf meine Frage, ob er Stefan weiterhin auf die Alp mitnehmen werde, meint Hans: „Du, so lange es geht schon. Doch, doch. Ich denke schon. Ich denke, so viel sollte ich noch ertragen. [...] Klar, irgendwann geht es dann vielleicht nicht mehr. Aber im Moment schon!“

Als Faktor, der sich erschwerend auf das Praktizieren der Freundschaft zwischen Stefan und Hans auswirken *könnte*, nennt der Interviewpartner nicht ein asymmetrisches Tauschverhältnis. Vielmehr schwingt im Erzählen des Interviewpartners eine Unsicherheit darüber mit, ob er es auch in Zukunft vermag, die demenziellen Symptome seines Freundes zu kompensieren und auf der Alp weiterhin als Sicherheitssystem für ihn aufzutreten.

Helmut und Freddy: „Du kannst ja nicht einfach klappern?“

Helmut Steiner ist 80 Jahre alt und erhielt 2014 die Diagnose Alzheimer. Ich habe ihn und seine Frau, Trudi Steiner, dank der Vermittlung durch *Alzheimer Zürich* kennengelernt. Im Gegensatz zu Stefan ist die Krankheit bei Helmut bereits in einem fortgeschrittenen Stadium. Seit einigen Monaten wohnt er deshalb in einem Pflegezentrum. Als ich ihn dort gemeinsam mit Trudi besuche, treffen wir per Zufall auf seinen Freund, Freddy Borer. Spontan frage ich Freddy, ob er Lust hätte, sich an meinem Forschungsprojekt zu beteiligen.¹⁰ Im Interview erfahre ich, dass sich Helmut und Freddy seit ihrer Jugend kennen und früher viel gemeinsam unternommen haben. Einmal seien sie sogar mit dem Fahrrad nach Italien gefahren. Freddy berichtet lebhaft von den Abenteuern, die sie auf der Reise erlebt und den schönen Frauen, die sie kennengelernt hätten. Seit Helmut an Alzheimer erkrankt ist, sei der Kontakt zwischen ihnen allerdings weniger geworden. Freddy gehe Helmut nur ungern besuchen, meint er und fügt an: „Es ist schon nicht ermunternd, wenn du ihn besuchen gehst.“ Auf meine Frage, was ihm denn zu schaffen mache, erklärt er: „Ich habe [Helmut], vielleicht so vier bis sechs Wochen nicht mehr gesehen vorher. Und dann, je länger das Intervall ist, desto mehr merkst du, dass es bergab geht. Darum weiß ich nicht, wie lange es geht, bis er mich überhaupt nicht mehr erkennt, oder? Ich nehme an, die eigene Familie wird er noch erkennen, aber ob er mich dann noch erkennt... naja! Gut, du musst damit leben.“

Freddy beschreibt Helmut's Demenz als eine Krankheit, die sich wie ein Keil in die Beziehung schiebt und die beiden Freunde langsam voneinander zu entfremden droht:

„Die Situation wird jetzt natürlich auch nicht besser dadurch, dass er sich noch mehr abschottet. Oder dass er abgeschottet wird durch seinen Zustand. Irgendwann fragt man sich dann schon, ob der Mensch noch etwas davon hat, dass ich jetzt komme. Und nicht irgendeiner, den er hinten und vorne nicht kennt. Wenn er mich nicht mehr erkennt? Was bringt das? Spürt er jetzt trotzdem noch, dass das jetzt der *Alte* ist, der gekommen ist? Es ist noch nicht lange her, da hat er ein riesen Geschrei gemacht: ‚Ja, *der Alte* kommt, schau

mal! Der *Alte* ist gekommen!‘ Das ist jetzt das letzte Mal nicht der Fall gewesen.“

Um zu analysieren, was Freddy in der Begegnung mit seinem an Demenz erkrankten Freund Mühe bereitet, bietet sich eine theoretische Betrachtung von Freundschaft als Herstellungsleistung an. In Handlungs- und Praxistheorien wird Freundschaft als Prozess beschreiben, durch welchen sich zwei Personen kognitiv und emotional ‚näher‘ kommen, indem sie u.a. persönliche Informationen miteinander austauschen (vgl. SIMMEL 1968: 258) und durch gemeinsame Erlebnisse bzw. durch die „raum-zeitliche und symbolische Synchronisation von Handlungen“ eine gemeinsame „Freundschaftswelt“ konstruieren (NÖTZOLDT-LINDEN 1994: 157). Ähnlich wie es MAURICE HALBWACHS (1966: 209) für das Konzept des „Familiengedächtnisses“ andenkt, wird auch für die Beziehungsform der Freundschaft davon ausgegangen, dass Freunde „von [ihnen] allein zu bewahrend[e] Erinnerungen und Geheimnisse“ oder sogenannte „Eigengeschichten“, besitzen, die sie auf besondere, unersetzbare Weise miteinander verbinden (vgl. LENZ 2008: 20). Diese Eigengeschichten und das „angehäufte sedimentierte und erinnerte Wissen über die Beziehung und die Beziehungspartner“ (ebd.) spielen auf einer symbolischen Ebene für die fortlaufende Absicherung und Bestätigung der Freundschaft eine zentrale Rolle. Mit ihren Eigengeschichten bilden Freunde eine „zunehmend gefestigte Freundschaftsbasis“ aus, „die der Zerbrechlichkeit dieser Beziehungsform“ entgegenwirke (Stiehler 2019: 167). Gleichzeitig leitet sich daraus die der Freundschaft zugeschriebene *Funktion* ab, dass Freunde in der Biografie des Einzelnen als „Erinnerungsträger sedimentierter Selbstanteile“ (ebd.: 162) fungieren.

Wenn sich also Freddy in der Begegnung mit Helmut unsicher ist, ob dieser noch spüre, dass *der Alte* ihn besuchen komme, dann fragt er damit implizit, ob er noch als Erinnerungsträger für seinen Freund fungieren, ob er ihre Eigengeschichten weiterhin verkörpern und gemeinsame Erlebnisse „verlebendigen“ kann (NÖTZOLDT-LINDEN 1994: 203). Welche *Funktion* hat die Freundschaft für Helmut, wenn er sich nicht mehr an die gemeinsame Vergangenheit erinnert? Lange Zeit habe Freddy, wie er weiter erklärt, eine aktive Rolle in der symbolischen Absicherung und Be-

stätigung seiner Freundschaft zu Helmut einnehmen können, indem er ihn gezielt mit Episoden aus ihrem gemeinsamen Freundschaftsgedächtnis zu animieren versuchte. Heute, betont Freddy, sei die Situation anders: „Weil das letzte Mal, als wir da waren [...], da habe ich etwas von *Riva San Vitale* erzählt, wo wir ja mit dem Velo [Fahrrad] hingefahren sind, das ist bei ihm immer ein Gesprächsthema gewesen. Wir waren dort unten in den Ferien und haben gefischt, weil wir nichts mehr zum Essen hatten. Ich wollte ihn ‚ankicken‘ [anregen/ermuntern] mit *Riva San Vitale*, was ich alles anschauen ging, was er alles kannte, oder? Nein, er hat nicht mehr reagiert! Ich habe die *Bar Boma* speziell erwähnt, weil dort waren liebe Leute, die haben uns sehr wohl gemocht und wussten, dass wir pleite sind. Jaja, da war er durchaus immer voller Begeisterung für alles. Hat sich für vieles begeistert! [...] Aber zu meinem Entsetzen habe ich festgestellt, dass er... im Gegensatz zu vor ein paar Wochen gar nicht mehr reagiert hat auf das. Hat nicht mehr reagiert, null.“

Das gemeinsame Schwelgen in ihren Eigengeschichten stellte, wie aus dem Zitat von Freddy hervorgeht, lange Zeit einen Focus dar, um den Freddy und Helmut ihre Beziehung organisierten. Nun, da Helmut auf einmal nicht mehr am gemeinsamen Erinnern teilnimmt, scheint Freddy nicht mehr zu wissen, wie er die Freundschaftsbeziehung weiterhin aufrechterhalten kann. Er schildert die Situation als festgefahren: „Es ist eine scheiß Situation. Ich weiß halt auch wirklich keinen Rat, wie man umgeht mit solchen Leuten. Du kannst ein bisschen ‚quatschen‘ und versuchen, ihn ein bisschen zu erheitern und so, oder? Ich habe es versucht mit *Riva San Vitale* und du hast keine Reaktion. Ja gut, was machst du dann? Du kannst ja nicht einfach ‚plappern?‘“

Freddy wisse nicht, wie man „mit solchen Leuten“ umgeht und bringt dadurch eine subjektiv empfundene Distanz zwischen ihm und Helmut zum Ausdruck. Die Formulierung ‚solche Leute‘ kann als eine Diskursform gelesen werden, mit der „Menschen zu grundlegend anderen gemacht werden“ (LENZ 2010: 163). Aus der Sicht von Freddy, sind er und Helmut nicht mehr *gleich*. Vielmehr beschreibt der Interviewpartner seinen langjährigen Freund als einen Menschen, zu dem er keinen kommunikativen und emotionalen Zugang mehr findet. Die Freundschaft, so legt es zu-

mindest der soziologische Diskurs nahe, ist der Gefahr ausgesetzt, zu zerbrechen. Zum Abschluss des Interviews frage ich Freddy, ob er Helmut dennoch weiterhin besuchen gehe. Er meint: „Helmut ist ein Freund von mir seit Jugendzeiten! Entweder du hast Freunde oder du hast keine mehr. Also du kannst [ihn] jetzt nicht in den dreckigen Zeiten einfach abschieben, das ist nicht korrekt!“

Obwohl Freddy, wie er zu Beginn unseres Gesprächs bereits deutlich macht, die Treffen mit Helmut weder als ermunternd empfindet noch den Sinn seiner Besuche erkennt, stellt eine Kündigung der Freundschaft für ihn keine Option dar. Der Interviewpartner begründet seine Entscheidung durch den Verweis auf eine normative Vorstellung über *richtiges* und *gutes* freundschaftliches Handeln: Auch wenn die Freundschaft – verstanden als reziprokes Tauschverhältnis – nicht mehr als befriedigend bewertet und auch wenn das Gegenüber zunehmend als *anders* wahrgenommen wird, stünden, so die moralische Positionierung Freddys, langjährige Freunde in der Pflicht, die Beziehung zumindest über eine räumliche Ko-Präsenz aufrechtzuerhalten.

Helmut und Peter: „Ich kann ihm ja etwas geben!“

In einem Gespräch mit Trudi, der Ehefrau von Helmut Steiner, erfahre ich, wie sich eine Person aus ihrem Freundeskreis besonders stark um einen regelmäßigen Kontakt mit Helmut bemühe, ihn besuche oder Ausflüge mit ihm mache.¹¹ Ich frage Trudi, ob sie mir diesen Freund vorstellen kann, da ich ihn gerne interviewen würde. Als ich Peter Bosshard anrufe und ihm von meiner Forschung berichte, ist er sofort bereit, sich mit mir zu treffen.¹² Während einem gemeinsamen Mittagessen erfahre ich mit Erstaunen, dass Peter und Helmut vor wenigen Jahren noch gar nicht so gut befreundet waren. Erst in den letzten Jahren habe sich die Beziehung intensiviert. Peter erklärt mir, dass er Helmut in einer Wandergruppe, zu der auch ihre beiden Ehefrauen gehören, kennengelernt habe. Als Helmut wegen der Folgen seiner Demenz mit der Zeit immer weniger gut habe laufen können, habe sich seine Frau fast dazu entschlossen, nur noch allein an den Ausflügen teilzunehmen. Peter sei dann, wie er berichtet, helfend eingesprungen

und habe es Helmut ermöglicht, ein Teil der Wandergruppe zu bleiben:

„Eine Zeit lang ist Helmut mitgekommen auf den Berg, erzählt Peter Bosshard. Dann „sind die Frauen gewandert und ich bin mit Helmut einen Kaffee trinken gegangen und habe dort gewartet in der Zeit. Das war für mich eine Freude, das habe ich gerne gemacht!“ Während der Zeit im Café hätten Peter und Helmut viele Gespräche miteinander geführt. „Er hat gerne von früher erzählt. Dann gab es manchmal abrupte Themenwechsel, dass er plötzlich wieder in etwas hereinkam, was ihn sehr beschäftigte oder was ihn berührte. [...] Ich habe auch die Tendenz, gerade rein zu reden. Das sollte man nicht machen. Lieber das Thema fertig sprechen lassen. Sonst gibt es plötzlich ein Durcheinander!“

Peter erklärt, dass die Gespräche mit Helmut zuweilen nicht den normativen Regeln der Interaktion folgten, gibt allerdings zu verstehen, dass er versucht habe, sich den Umständen so gut wie möglich anzupassen. Aufgrund seines Wissens über Bedürfnisse von Menschen mit Demenz, habe sich Peter in den Gesprächen bewusst zurückgenommen, damit Helmut seine Sorgen und Ängste mitteilen konnte. Die Gesprächspraxis zwischen Peter und Helmut ist auf den ersten Blick eine soziale Situation, die durch eine starke Asymmetrie im Geben und Nehmen geprägt zu sein scheint, was Peter allerdings revidiert:

„[Helmut] ist einfach ein lieber Mensch. [Seine Frau] hat gejamert, eben, sie wäre froh, wenn sie jemanden hätte, und ich habe gesagt, wenn du etwas brauchst oder so, dann kannst du mich anrufen. [...] Aber sie nutzt [das Angebot] fast zu wenig aus. [Aber] das ist nicht ausnutzen für mich – im Gegenteil, ich finde das schön!“ Peter kann, wie sich im weiteren Gesprächsverlauf zeigt, nur mit Mühe in Worte fassen, was er durch die aktive Freundschaft zu Helmut zurückerhält und wie auch er von der Beziehung profitiert. Peter sagt, es würde sein „Lebens-Ding“ erweitern, er würde Erfahrungen sammeln. Es würde ihm Freude bereiten zu sehen, wenn Helmut glücklich sei.

Mit dem bemühten Narrativ illustriert Peter eine im Demenzdiskurs wenig beleuchtete Art und Weise, wie Freundschaften zu Demenzbetroffenen gerade *aufgrund* der besonderen Umstände und Herausforderungen in der Kommunikation als Chance für persönlichen Wachstum

oder „unforeseen forms of growth“ (TAYLOR 2017: 129) erfahren werden können. Wie sich im weiteren Gesprächsverlauf allerdings zeigt, empfindet Peter den Austausch mit Helmut nicht *nur* als bereichernd. Zu schaffen mache ihm besonders die Tatsache, dass er sich im Umgang mit den demenziellen Symptomen seines Freundes nicht sicher genug fühle. So wisse Peter beispielsweise manchmal nicht, wie er darauf reagieren solle, wenn Helmut etwas erzählt, was nicht der eigenen Wahrnehmung entspreche:

„Meine Partnerin sagt, ja, du darfst ihm nicht widersprechen oder so, du musst ihm immer Recht geben, oder. Aber ich frage mich manchmal, wenn es nicht richtig ist, soll ich dann da trotzdem widersprechen oder nicht widersprechen?“

Peter hat ein großes Interesse daran, zu lernen, wie man hinsichtlich aktueller Therapie-Standards und -Leitlinien am besten mit demenziell veränderten Menschen umzugehen habe. So wendet er sich in unserem Gespräch auch immer wieder fragend an mich. Es scheint, als suche Peter nach einer Bestätigung seines Handelns – eine Absicherung, die ich ihm in meiner Rolle als Forscherin nicht geben kann. „Eben ja, ich weiß nicht, ob man ihn schonen soll. Ob es Dinge gibt, die ich nicht sagen soll, oder so? Das weiß ich auch, dass man viele Sachen nicht erzählen darf, aber wenn ich manchmal sage – eben, es kommt viel vom Sohn, der gestorben ist, das berührt ihn, da kommt er in eine Melancholie, oder, das ist natürlich... eben dann denke ich, soll ich nachfragen? Und ich glaube, manchmal redet er gerne über das! [...] Aber eben, die Sicherheit fehlt mir. Dass ich sage, das, was ich jetzt sage, ist schon richtig.“

Aus Angst davor, seinem Freund zu nahe zu treten, bleibt Peter lieber still, wenn Helmut über Dinge berichtet, die ihn belasten. Die Zitate des Interviewpartners deuten zwar darauf hin, dass Faktoren wie *personal growth* oder *personal transformation* dazu beitragen können, dass asymmetrische Beziehungen als bereichernd und das Geben und Nehmen als angemessen erfahren werden. Gleichzeitig macht sein Beispiel aber auch deutlich, dass Freunde (genau wie Angehörige) zuweilen auf Unterstützung oder Bestätigung durch Dritte angewiesen sind, um die Herausforderungen einer Demenz bewältigen zu können.

Freundschaft und Demenz: Thesen revidieren und erweitern

Anhand einer vergleichenden Zusammenschau der drei vorgestellten Beispiele werde ich nun reflektieren, welche Rolle die Merkmale *Gleichheit*, *Reziprozität* und *Freiwilligkeit* für das Praktizieren einer Freundschaft im Kontext von Demenz spielen können.

Hinsichtlich des Kriteriums der *Gleichheit* zeigt sich am Beispiel von Stefan und Hans, dass nicht die Anzahl geteilter Foci oder übereinstimmende Werte darüber entscheiden, ob eine Freundschaft die Turbulenzen einer Demenz aushält. Vielmehr scheint der *Art* des Focus, um welchen die Freunde ihre Beziehung organisieren, eine zentrale Rolle zuzukommen. Gerade dann, wenn Demenzsymptome die normativen Regeln der Interaktion außer Kraft setzen, kann eine gemeinsame Aktivität wie das Arbeiten auf der Alp als zentraler Beziehungsträger fungieren – ungeachtet der Frage, wie *ähnlich* sich die Beziehungsmitglieder sind.

Darüber hinaus weisen die Beispiele darauf hin, dass Freundschaften Asymmetrien und Ungleichgewichten durchaus standhalten: Freunde können, wie Hans es vorlebt, die Verantwortung um das körperliche Wohl des anderen mittragen. Sie können auch den aktiven Part in Gesprächen übernehmen, geteilte Erinnerungen aufwecken oder die Beziehung symbolisch bestätigen – genauso, wie es Freddy in der Interaktion mit Helmut lange Zeit gelungen ist.

Für das Merkmal der *Reziprozität* zeigt sich anhand des empirischen Materials, dass Freundschaften im Kontext von Demenz nicht auf die prozesshafte Herstellung eines gleichwertigen Austausches angelegt sein müssen, um bestehen zu können. Die vorgestellten Freundschaftspraktiken folgen keiner Rational-Choice-Logik, sondern basieren auf der Entscheidung, *für* den anderen da zu sein, sich *für* ihn einzusetzen und sich *um* ihn zu sorgen.

Im Hinblick auf das Merkmal der *Freiwilligkeit* illustrieren die vorgestellten Beispiele, dass Freunde von Menschen mit Demenz ihr Freundschaftshandeln sowohl intrinsisch als auch über das Befolgen von sozialen Normen und Konventionen begründen. Das Beispiel von Freddy zeigt, wie subjektiv empfundene Gefühle der Verpflichtung gegenüber einem langjährigen Freund als

Grund dafür gelten, weshalb die Freundschaft trotz erschwelter Bedingungen nicht aufgekündigt wird. Gleichzeitig ermöglicht der Faktor Freiwilligkeit aber auch das Entstehen von neuen Freundschaftsbezügen oder die Intensivierung von Freundschaftspraktiken, wie dies im Fall von Peter und Helmut geschehen ist. Insbesondere wenn Menschen erkennen, dass der von Demenz betroffene Freund ihre Anwesenheit genießt und von ihrem Engagement profitiert, kann sich dies förderlich auf die Beziehungspflege auswirken.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch TAYLOR (2017: 137): „The individuals I have interviewed [...] describe friendship after dementia as a relationship that is capable of changing, rather than simply enduring.“ **In Ergänzung zu ihrer Studie**, die Freundschaft im Kontext von Demenz als Chance für beide Beziehungspartner erscheinen lässt, weisen meine Interviews auch auf Herausforderungen und Grenzen der Beziehungsform hin. So schwebt einerseits der progrediente Verlauf einer Demenz wie ein Damoklesschwert über der Beziehungspraxis zwischen Hans und Stefan: Lässt Stefans Orientierung nach und bedarf er im Umgang mit Werkzeugen noch mehr Unterstützung, wird Hans ihn nicht mehr mit auf die Alp nehmen können. Andererseits zeigt das Beispiel von Freddy, welcher sich der Kommunikation mit seinem Freund nicht mehr gewachsen fühlt, vor welche Hürden Freunde gestellt werden, wenn die Kommunikation als beziehungskonstituierendes Element versagt. Auch Peter, der es als erfüllend empfindet, seinem demenzbetroffenen Freund zu helfen, fühlt sich im Umgang mit ihm manchmal derart verunsichert, dass er den Stellenwert seiner Besuche bei Helmut zuweilen hinterfragt.

Fazit und Plädoyer für eine weiterführende Forschung

Die im vorliegenden Artikel vorgestellten Beispiele geben nur einen kleinen Einblick in Beziehungspraktiken und -erfahrungen von Freunden im Kontext der Demenzerkrankung. Nichtsdestotrotz werfen sie die Frage auf, ob eine Freundschaft in diesem Zusammenhang, wie viele Autor*innen es prognostizieren, zum Scheitern verurteilt sein muss. Eine weiterführende Erforschung der Umstände, unter denen es Menschen gelingt, auch längerfristig *asymmetrische*

Beziehungen zu pflegen, erscheint nicht nur un-abdingbar, da mit dem Wegfall von Freundschaften das Netz, welches demenzbetroffene Personen an sozialer Gemeinschaft teilhaben lässt, großmaschiger wird. Auch weil da Freund*innen in sozialpolitischen Debatten als hochrelevante Unterstützungsressourcen für Menschen mit Demenz diskutiert werden, ist eine differenzierte Betrachtung ihrer Unsicherheiten, Sorgen und Herausforderungen im Alltag begrüßenswert. So hält das Schweizer Bundesamt für Gesundheit in der Nationalen Demenzstrategie (2014–2019: 43) beispielsweise fest, dass Freund*innen „in einem nicht professionellen Rahmen regelmässig Hilfsdienste, Begleitung/Betreuung und Pflege“ anbieten würden. Damit, so wird postuliert, „unterstützen sie die an Demenz erkrankte Person in der Bewältigung ihrer Alltagsschwierigkeiten und vermitteln ihr das Gefühl von Sicherheit“. Da meine Forschungsergebnisse nicht nur auf die Flexibilität von Freundschaften, sondern auch auf deren Fragilität hinweisen, plädiere ich dafür, die Unterstützung durch Freund*innen auch im sozialpolitischen Diskurs nicht als Selbstverständlichkeit zu erachten, sondern – mithilfe kulturwissenschaftlich-ethnografischer Methoden – genauer hinzuschauen. So argumentiere ich vor dem Hintergrund der dargestellten Beispiele weiter, dass es nicht ausreicht, den Abbruch von Freundschaften im Kontext von Demenz auf ein Ungleichgewicht im freundschaftlichen Geben und Nehmen zurückzuführen. Die von mir untersuchten Freundschaften werden nicht gekündigt, weil die Kosten-Nutzen-Bilanz der Tauschbeziehung negativ ausfällt. Die Beispiele deuten vielmehr an, dass sich Gefühle der Unsicherheit oder Überforderung hinderlich auf das Praktizieren der Beziehung auswirken: Wie lange können die wahrgenommenen Defizite des Gegenüber noch kompensiert werden? Wann werden gemeinsame Aktivitäten gefährlich? Wie kann die Freundschaft aufrechterhalten werden, wenn das Gegenüber nicht mehr an der gegenseitigen Interaktion teilnimmt? Welche Gestaltungsmöglichkeiten für Freundschaften bieten sich auch im fortgeschrittenen Krankheitsstadium an? Solche Fragen werden, wie meine Beispiele zeigen, für Freunde mindestens genauso wichtig wie die Frage, welche Vorteile sie für sich selbst aus der Beziehung ziehen.

Ich möchte meine Ausführungen mit einem Zitat von HARM-PEER ZIMMERMANN (2018: 13) abschließen, der schreibt: „Wir können Demenz als eine Herausforderung ansehen, die durchaus Positives bewirken kann, weil sie uns auf die Probe stellt. Demenz führt uns in eine Grenzsituation, in der wir über unser Zusammenleben nachdenken und uns öffnen können für neue Lösungen.“

Auch Freunde, so habe ich in diesem Beitrag gezeigt, werden durch die Demenz eines nahestehenden Menschen auf die Probe gestellt und sie sind gefordert, neue Lösungen für das Kommunizieren und die Beziehungspflege zu finden. In dieser Lösungsfindung, so mein Argument, dürfen Freunde aber nicht allein gelassen werden. Damit Demenz Positives bewirken kann, bedarf es einer weiterführenden wissenschaftlichen und sozialpolitischen Auseinandersetzung mit den Herausforderungen, aber auch den (ungeahnten) Potenzialen von Freundschaft im Kontext von Demenz.

Anmerkungen

1 Gemäß Angaben von *Alzheimer Schweiz* leben aktuell 154.700 Menschen mit Demenz in der Schweiz. Jährlich kommen 29.500 Personen dazu.

2 Das Forschungsprojekt trägt den Titel *Sorge-Figurationen bei demenziellen Erkrankungen in der Schweiz*. Es ist am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich angesiedelt und wird durch den Schweizerischen Nationalfonds gefördert. Nach einem Start im April 2016 kommt das Projekt im Frühjahr 2020 zum Abschluss. Weitere Informationen finden sich unter www.sorge.uzh.ch.

3 Dass ich ausschließlich Männerfreundschaften in die Analyse einbeziehen kann, ist dem Zufall bzw. meinem explorativen Forschungsvorgehen gemäß dem Schneeballprinzip geschuldet. Da es zuweilen schwierig sein kann, Angehörige und Freunde von Menschen mit Demenz für lange Interviews zu gewinnen, spielte das Kriterium Gender für die Auswahl von Forschungspartnerinnen und -partnern eine untergeordnete Rolle. Eine Reflexion genderbedingter Einflüsse auf das Praktizieren von Freundschaften findet im Folgenden nicht statt, da ich keine empirischen Vergleiche zwischen Männer- und Frauenfreundschaften ziehen kann.

4 Ich stütze mich dabei primär auf Beiträge aus Soziologie und Sozialpsychologie. In der empirischen Kulturwissenschaft besteht zum Thema Freundschaft noch Forschungsbedarf. Pionierarbeit leistete MARGRET HANSEN mit ihrer Studie über Frauenfreundschaften. Anhand von biografischen Interviews kann sie aufzeigen, wie das persönliche Erzählen über Freundschaften sowohl kreativ-eigensinnige Momente als auch „übergreifende Gemeinsamkeiten“ und typische „Denk-, Deutungs- und Rechtfertigungsmuster“ aufweist (HANSEN 2009: 327).

5 KNECHT und SCHOBIN (2016: 118) unterscheiden zwischen „harten“ und „weichen“ sozialen Eigenschaften, wobei harte Eigenschaften Kriterien wie das Geschlecht, die Klasse oder ethnische Herkunft meinen, während weiche Eigenschaften eher selbstgewählt seien und soziale Größen wie Konsumstile oder politische Einstellungen meinen.

6 Bisher beleuchten erst wenige empirische Studien die Freundschaftserfahrungen und -praktiken zwischen Menschen mit und ohne Demenz. Zu erwähnen ist an dieser Stelle das an der Universität Zürich angesiedelte Forschungsprojekt von VALERIE KELLER und HEINRICH GREBE mit dem Titel „Selbstsorge bei Demenz im Horizont von Spiritual Care und Kulturwissenschaft“ (Laufzeit von 2018 bis 2021). Das Team unter der Leitung von HARM-PEER ZIMMERMANN und SIMON PENG-KELLER forscht u.a. über Wünsche und Bedürfnisse von Menschen mit Demenz in Bezug auf Freundschaften und soziale Beziehungen.

7 Sämtliche Namen sind pseudonymisiert.

8 Das Gespräch mit Stefan Tanner fand am 16.3.2017 im Kanton Zürich statt. Es diente einem ersten, ungezwungenen Kennenlernen. Die Informationen habe ich in einem Gedächtnisprotokoll festgehalten

9 Das narrative Interview mit Hans Müller fand am 2.5.2017 im Kanton Zürich statt. Sämtliche Zitate des Interviewpartners stammen aus dem Transkript dieses Gesprächs.

10 Das narrative Interview mit Freddy Borer fand am 30.11.2017 im Kanton Zürich statt.

11 Da ich mit Helmut aufgrund seiner fortgeschrittenen Demenz keine offiziellen Interviews geführt habe, weiche ich zur Identifikation von Peter als Freund auf eine Beziehungsbewertung durch seine Frau aus.

12 Das narrative Interview mit Peter Bosshard fand am 26.8.2016 im Kanton Zürich statt.

Literatur

- ALLAN, GRAHAM 1986. Friendship and Care for Elderly People. *Ageing and Society* 6, 1–12.
- 2008. Flexibility, friendship and family. *Personal Relationships* 15: 1–16.
- 1979. *A sociology of friendship and kinship*. London: Gregor Allen & Unwin.
- BRAUDY HARRIS, PHYLLIS 2011. Maintaining Friendships in early stage dementia: Factors to consider. *Dementia* 3, 11: 305–314.
- Bude, Heinz 2017. Soziologie der Freundschaft. *Berliner Journal für Soziologie* 27, 3–4: 547–557.
- Bundesamt für Gesundheit (BAG) und Schweizerische Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren (GDK): *Nationale Demenzstrategie 2014–2019*. <https://www.bag.admin.ch/bag/de/home/strategie-und-politik/nationale-gesundheitsstrategien/nationale-demenzstrategie.html> [01.12.2019].
- FAULSTICH, WERNER 2007. Was heißt Freundschaft? Anatomie einer Beziehung aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In FAULSTICH, WERNER (Hg). *Beziehungskulturen*. München: Wilhelm Fink Verlag: 58–70.
- FELD, SCOTT L. 1981. The Focused Organization of Social Ties. *American Journal of Sociology* 86, 5: 1015–1035.
- FEWER-GRAUMANN, SUSANNE 2014. *Zwischen Fremdfürsorge und Selbstfürsorge. Familiäre Unterstützungsarrangements von Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen*. Wiesbaden: Springer.
- GREBE, HEINRICH 2019. *Demenz in Medien, Zivilgesellschaft und Familie. Deutungen und Behandlungsansätze*. Wiesbaden: Springer.
- HALBWACHS, MAURICE 1966: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- HANSEN, MARGERT 2009. *Freundinnen. Freundschaftserfahrungen in weiblichen Biographien*. Münster: Waxmann.
- KASTNER, ULRICH & LÖBACH, RITA 2007. *Handbuch Demenz*. München, Jena: Urban & Fischer.
- KITWOOD, TOM 2013. *Demenz. Der person-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen*. Bern: Verlag Hans Huber.
- KNECHT, ANDREA & SCHOBIN, JANOSCH 2016. Die Homogenität von Freundschaft. In SCHOBIN, JANOSCH; LEUSCHNER; VINCENZ; FLICK, SABINE; ALLEWELDT, ERIKA; HEUSER, ERIC A. & BRANDT, AGNES (Hg). *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript: 117–130.
- LAZARUSFELD, PAUL & MERTON, ROBERT 1954. *Friendship as Social Process. A Substantial and Methodological Analysis*. In BERGER, M; ABEL, TH & PAGE, CH. H. (Hg). *Freedom and Control in Modern Society*. Toronto: Van Nostrand: 18–66.
- LENZ, ILSE 2010. Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In BECKER, RUTH & KORTEHDIEK, BEATE (Hg). *Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. *Geschlecht und Gesellschaft*. Band 35. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 154–165.
- LENZ, KARL 2008. Persönliche Beziehungen. In WILLEMS, HERBERT (Hg). *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge*. Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 681–703.
- LEUSCHNER, VINCENZ & SCHOBIN, JANOSCH 2016. Methoden der Freundschaftsforschung. In SCHOBIN, JANOSCH; LEUSCHNER; VINCENZ; FLICK, SABINE; ALLEWELDT, ERIKA; HEUSER, ERIC A. & BRANDT, AGNES (Hg). *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript: 55–70.
- MOLYNEAUX, VICTORIA; BUTCHARD, SARAH; SIMPSON, JANE & MURRAY, CRAIG 2011. The co-construction of couplehood in dementia. *Dementia* 4, 11: 483–502.
- NÖTZOLDT-LINDEN, URSULA 1994. *Freundschaft: Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*. (Studien zur Sozialwissenschaft: Bd. 140). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- RADVANSZKY, ANDREA 2010. Die Alzheimer Diagnose als soziologische Diagnose. *Jahrbuch für Kritische Medizin und Gesundheitswissenschaften* 46: 122–142.
- SCHROETER, KLAUS R. 2008. Sozialer Tausch. In WILLEMS, HERBERT (Hg). *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge*. Band 1. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 351–374.

- STIEHLER, STEVE 2019. Männerfreundschaften. In STIEHLER, STEVE (Hg) *Zur Zukunft der Freundschaft. Freundschaft zwischen Idealisierung und Auflösung*. Berlin: Frank & Timme GmbH: 159–176.
- TAYLOR, JANELLE S. 2017. Should Old Acquaintance Be Forgotten? In LAMB, SARAH (Hg). *Successful Aging as a Contemporary Obsession*. Brunswick: Rutgers: 126-138.
- WADHAM, OLIVIA; SIMPSON, JANE; RUST, JONATHAN & MURRAY, CRAIG 2016. Couples' shared experiences of dementia: a metasynthesis of the impact upon relationships and couplehood. *Aging & Mental Health* 20, 5: 463–473.
- ZIMMERMANN, HARM-PEER 2018. Kulturen der Sorge bei Demenz: Kulturwissenschaftliche Gesichtspunkte. In: ZIMMERMANN, HARM-PEER (Hg) *Kulturen der Sorge. Wie unsere Gesellschaft ein Leben mit Demenz ermöglichen kann*. Frankfurt am Main: Campus: 9–23.

Manuskript eingegangen am: 21.8.2019;
Manuskript akzeptiert am: 2.12.2019



NINA WOLF M.A. ist Doktorandin und Lehrbeauftragte am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich. Als Mitarbeiterin im Nationalfonds-Projekt „Sorge-Figurationen bei demenziellen Erkrankungen in der Schweiz“ hat sie narrative Interviews mit demenzbetroffenen Personen, ihren Familienangehörigen, Freundinnen und Freunden sowie Pflege-, Betreuungs-, und Beratungsfachpersonen geführt. Das Projekt gibt Einblicke in Chancen und Herausforderungen der Lebensgestaltung mit Demenz im häuslichen Kontext. Zu ihren weiteren Forschungsinteressen gehören demenzfreundliche Gemeinschaften sowie die kulturwissenschaftliche Alters-, Freundschafts- und Familienforschung.

ISEK – Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft
Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft
Populäre Kulturen Universität Zürich
Affolternstrasse 56 CH-8050 Zürich
e-mail: nina.wolf@uzh.ch
e-mail: ninabwolf@gmail.com